

Seminarerfahrungen

Es ist verflücht: was einem wichtig ist im Verlauf eines Seminars läßt sich schwer beschreiben. Es steht selten in Protokollen, nie in wissenschaftlichen Abschlußberichten. Lutz Stäudel und Michael Mehnert haben versucht, ihre Hochschulerfahrungen aus einem gemeinsamen Seminar zum Thema „Ökologische Probleme unseres Wohnumfeldes“ mit Sozialarbeitern aufzuschreiben. Am Rande kommentiert werden sie von Gerold Scholz.

Über den schweren Umgang mit Wissenschaft

Michael Mehnert

Mit neuem Mut

Der erste Schritt

Das Objekt unserer Arbeit lag vor der Haustür, der an der Hochschule vorbeifließende Bach. Doch bei der Frage, was wir mit diesem Objekt machen wollten, schieden sich die Geister. Wir konnten uns schließlich darauf einigen, als ersten Schritt dem Bachlauf zu folgen, ein Handskizze anzufertigen und interessante Stellen für die Tondiaschau zu fotografieren. Das Wetter war schön und die Stimmung entsprechend. Der Bach war länger als wir dachten. Beim zweiten Termin war das Wetter nicht mehr so wohlgesonnen: es war schon Mitte Dezember. Unsere „ungeübten“ Augen sahen Wohlstandsmüll im Bachbett, diverse Plastikabfälle, Cola-Dosen und Autowracks an nicht vermuteten Stellen. Daneben die teilweise Bachbetonierung, die im

Einklang zur angrenzenden Architektur stand.

Der zweite Schritt

Doch wir wollten den Zustand des Baches besser in den Griff bekommen. Hilfe versprach die Möglichkeit, die Ökologische Forschungsstation der Universität Gießen am Edersee zu besuchen.

Vollgestopft mit Wissen und Bildern von Pflanzen und Tieren im und am Bach, die etwas über die Wasserqualität aussagen können, und Ratschlägen zur chemischen Untersuchung des Wassers kehrten wir zurück.

Voller Pläne zum weiteren Vorgehen mußten wir feststellen, daß das Semester schon weit fortgeschritten war und wenig Zeit blieb. Einige zogen los, um an Hand von Tieren und Pflanzen die Gewässerqualität zu begutachten, andere machten einfache chemische Untersuchungen. Leider war die Jahreszeit wenig geeignet, um Leitorganismen zu finden und die ge-

fundenen Lebewesen waren mit unseren Mitteln nicht zu bestimmen oder gaben keinen Aufschluß über die Wasserqualität. Auch die chemischen Untersuchungen ergaben keine spektakulären Ergebnisse.

Ein Schritt zurück?

Was nun machen mit diesen Halbergebnissen? Es war uns ein wenig unwohl. Auf der einen Seite die augenscheinlichen Beeinträchtigungen des Baches durch Wohlstandsmüll, Autowracks und Bachbetonierung, auf der anderen Seite die fehlenden biologischen und chemischen Verschmutzungsindikatoren. Inwieweit sind naturwissenschaftliche Methoden überhaupt geeignet, Aussagen über den Zustand eines Gewässers zu machen?

Für uns spiegelt sich die Qualität nicht in Zahlen der Wassergüte nach dem Saprobien-system oder in den Konzentrationsangaben von Schadstoffen wieder. Diese mögen für Ex-



tremfälle anwendbar sein. Der Mensch ist jedoch von Natur aus sensibler. Wir wußten schon bei der ersten Bachbegehung, daß sein Zustand uns nicht gefällt.

Mit neuem Mut gingen wir an die Produktion der Tondiaschau heran. Denn jetzt war klar: Die gleich zu Beginn aufgenommenen Dias bilden unsere Grundlage über den untersuchten Bach.

Die Angst, sich zu verbrennen

Mir ist aller Hochmut fern, wenn ich versuche, die beiden Bereiche zu kommentieren. Fern deshalb, weil ich die gleichen Situationen an mir und mit Studenten erlebe. Die Stu-

denten wollen ihre eigene Wohnumwelt erkunden. Das interessiert sie schon lange, aber bisher haben sie sich nicht getraut.

Es ist auch ein heißes Abenteuer, sich die eigene Wohnumwelt bewußt anzusehen. Die Nähe zum eigenen Alltag, zu sich selbst, könnte verbrennen.

Das Problem für die Studenten ist: dem Feind nahe kommen, ohne sich zu gefährden. Die Lösung des Problems bietet das Seminar. Jeder Student weiß: in der Hochschule lernt man, so über Dinge zu sprechen, als hätten sie nichts mit einem selbst zu tun. Seminare nun sind Wissenschaft und Wissenschaft verschafft die notwendige Distanz, den Schutz vor der Hitze des eigenen Alltags. Wissenschaft erklärt die Dinge zu Objekten und die Studenten auch.

So gepanzert kann sich der „objekti-

ve“ Student dem „Objekt“ Wohnumwelt nähern.

Ich lese beide Berichte als Versuch, das Schutzschild „objektiv“ zu erhalten; daß es dennoch im Laufe des Seminars verbrennt liegt an der Umwelt und wohl auch an Stüdel und Mehnert.

Die erste Annäherung an den Bach wird gewagt als erster Schritt, dem der zweite, wissenschaftliche folgen soll. Als erster Schritt des zweiten ist der Bachspaziergang erlaubt (Auch Mediziner pflegen einen Blick auf die Leichen zu werfen, bevor sie eine Theorie der Todesursachen aufstellen). Ohne den zweiten Schritt wäre der erste nicht zulässig. Es geht also nicht darum, den Zustand des Baches „besser in den Griff“ zu bekommen, sondern darum, die eigene Angst zu bewältigen.

Nun versagt die Wissenschaft aus einem banalen Grund. Es ist Winter und Wissenschaft kennt im Gegensatz zur Natur keine Jahreszeiten. Die Distanzierung kann nicht so recht gelingen. Man geht also noch einmal an den Bach — ich denke, in der heimlichen Hoffnung, er möge sauber sein.

In der Hochhaussiedlung ist es schwieriger, Distanz zu halten. Es zieht und wenn man nach oben guckt, wird einem schwindlig. Auch hier hilft die Wissenschaft: sie sagt, Menschen, die dort wohnen sind zu bemitleiden. Außerdem sind sie gut erforscht und eine Randgruppe, jedenfalls anders als wir.

Aber gefährlich ist diese Randgruppe, wie wilde Tiere, deren Freßgewohnheiten man erforschen muß, um nicht überfallen zu werden. Zu wissen, was die nicht wissen — ihre (Klassen)-Lage, ihr Bewußtsein —, bannt die Gefahr.

„Für sich selber lernen“ heißt: an der Macht über andere teilnehmen zu können. Wenn nicht jetzt, so doch später als Sozialarbeiter.

Aber wie kann man sich diesen „wilden“ Menschen nähern, ohne ihnen durch die Befragung die Absicht zu verraten, sie beherrschen zu wollen? Dieses Problem konnte offenbar nicht gelöst werden und die Gefährlichkeit des sich selbst Befragens wurde am Anfang nicht erkannt. Und als sie erkannt wurde, war es zu spät: zum Glück.

Gerold Scholz

Lutz Stäudel

*Die anderen sind wir!***Wir**

Unser Rundgang durch's Quartier führte uns mitten durch die Neue Heimat-Hochhaus-Stadt Brückenhof, gleich hinter der Hochschule. Die paar Meter Abstand machen doch einen Unterschied: wenn Du mitten zwischen 15geschossigen Wohnblocks stehst, ist's doch was ganz anderes, als aus dem Seminarraum mal einen Blick darauf zu werfen. Manche von uns erleben diese Perspektive zum erstenmal so, nehmen sie bewußt wahr. Sicht- und Waschbeton, Wohneinheit neben Wohneinheit, (Schein-)Rationalität der vorgefertigten Elemente, verwal-

tetes Wohnen, verwaltetes Leben. Wenn Du länger als drei Minuten nach oben siehst, wird Dir schwindlig; aber wer tut das schon.

Mitleid: die armen Menschen die hier wohnen (müssen). Vereinzelte Blumenkästen, Vogelkäfige, Reiseandenken und ein Hirschgeweih in den Balkonnischen, als Surrogat für Natur und das richtige Leben. Zwischen den Blocks kurzgehaltener Rasen, ein paar unempfindliche exotische Bäume und Sträucher, hier und da eine Sandkiste und Betonröhren zum Spielen. Kaum Kinder, jedes laute Wort wirft ein Echo. Es zieht. Hier leben muß deformierend wirken, auch auf das Verhältnis zur Natur und zur Umwelt. Wie deformiert dieses Verhältnis ist, das wollte unsere Gruppe herausfinden. Man könnte

ja Kinder befragen, wo sie spielen, wo und wie sie gerne spielen würden; und die erwachsenen Bewohner, ob sie zufrieden sind, wo sie sich erholen, was sie sich wünschen. Damit kämen wir dem Zusammenhang von Wohnumwelt und Natursicht gewiß näher.

Für viele der Sozialwesenstudenten schien dies auch unter professionellem Aspekt bedeutsam, könnten sie doch Aufschlüsse gewinnen über die Lage und das Bewußtsein einer Bevölkerungsgruppe, mit der sie früher oder später auch beruflich zu tun hätten. Durchgehend im Vordergrund stand der Anspruch, für sich selber zu lernen — noch nicht *über* sich selber.

Die Anderen

Wie kommt man an die „anderen“ heran, an ihre Einstellungen, Einschätzungen und Wünsche? Kann die Frage nach der Wahl von Urlaubszielen Aufschluß geben über die Natursicht? Oder die Frage nach dem Traum vom eigenen Garten? Was sagt eine mögliche Auskunft über das Freizeitverhalten tatsächlich aus?

Wir stellen uns die Fragen selber, und es passiert etwas Merkwürdiges: Die anderen sind wir! Wir wohnen überwiegend nicht in Hochhaus-Siedlungen, aber unser Verhalten ist gar nicht so verschieden von „denen“. Da gehen wir am Sonntag (oder auch mal Werktags) zur Erholung eine Stunde spazieren, bleiben auf dem bekannten oder ausgeschilderten Weg, damit unser Gang kalkulierbar wird. Viele kennen ihre Mitbewohner im Haus ebensowenig, wie jene „Silo-Insassen“. Auch wir trennen fein säuberlich Arbeit und Freizeit, und die Beziehungen dazwischen sind ganz ähnlich wie bei „denen“. Wir schaffen uns unser Natursurrogat durch Zimmerpflanzen und Aquarien, und wer hat schon einen Garten! Trotz unserer Privilegien sind wir auf die gleiche Rationalität und Funktionalisierung des Lebens abgefahren, haben uns instrumentalisiert lassen und uns selbst instrumentalisiert.

Und unser Problembewußtsein ist plötzlich als einigermaßen arrogante Moral entlarvt (was besonders mir peinlich bewußt wird).

